

Der Volkssänger Paul Warmuth

Zum fünfzigjährigen Bestehen der Hambacher Volkssänger

Aus einem fränkischen Dorf

von Ekbert Warmuth

Im vergangenen Jahr konnten die „Hambacher Volkssänger“ ihr fünfzigjähriges Bestehen feiern. Ich darf das Jubiläum der bekannten und verdienten Gruppe zum Anlaß nehmen, den Lebensweg des Mannes darzustellen, der sie gründete und bis zu seinem allzu frühen Tode leitete, meines Vaters Paul Warmuth.

Mein Vater hat seine Fähigkeiten in den Dienst einer Idee gestellt, der Heimatliebe. Was er an Mundartgedichten und -liedern geschaffen — und manches davon folgt bleiben —, was er in zahllosen Auftritten durch seine mitreißende Vortragsweise dem Publikum zur Freude geboten, was er durch Rat und Tat initiiert hat, alles, wofür er sich einsetzte, ist letztlich nur Mittel zu diesem Zweck.

So liegt seine eigentliche Bedeutung darin, daß er die Bindung in die Gemeinschaft des Dorfes und des fränkischen Volkes als positiv und erstrebenswert darzustellen, dem fränkischen Menschen schlag das Gefühl der Verbundenheit zu vermitteln und die Liebe zur Heimat und ihren Werten zu wecken verstand.

Wenn schließlich am Lebensweg meines Vaters und seiner Vorfahren das Leben in einem fränkischen Dorf exemplarisch sichtbar wird, ist das ein erwünschter Nebeneffekt, der durch den Untertitel bewußt gemacht werden soll.

Der Großvater meines Vaters, Valentin Warmuth, war ein bescheidener, arbeitssamer Mann. 1875 heiratete er die Margarete Heurung, die unehelich geboren und von Onkel und Tante, die selbst kinderlos geblieben waren, aufgezogen worden war. Als der Großvater nun in den Hof dieses Onkels einheiratete, bekam er im Dorf wie üblich den Namen des Besitzers Peter Feder. Er war also nun der „Peters Valtin“. Trotz allen Fleißes

konnte er das verschuldete Gütchen nicht halten. Er mußte es verkaufen, kurz nachdem sein drittes Kind, Adam, der Vater meines Vaters, auf die Welt gekommen war.

Der Peters Valtin zog in Miete. Arbeit fand er in der Bleiweißfabrik in Niederwerrn. Wie alle Arbeiter, die „in der Fabrik schafften“, mußte er zu Fuß an seinen Arbeitsplatz. Er brachte am Tag eine Mark nach Hause. Dafür konnte er sich kaum mehr als einen Laib Brot kaufen, der damals achtzig Pfennige kostete. Daß der Mann es fertigbrachte, mit diesem Einkommen nicht nur seine schließlich acht-



Valentin Warmuth, Margarete Warmuth, geb. Heurung. Um 1880 (?).

Foto: E. Uhlenthuth, Coburg/Schweinfurt



Adam Warmuth als Bamberger Kaiserulan 1902.
Foto: Schraudner & Ruppert, Bamberg



Berta Glöckner um 1910.
Foto: Prof. Ed. Uhlenhuth, Hofphotograph,
Schweinfurt

köpfige Familie zu ernähren, sondern sich auch ein Anwesen zu kaufen und seinen Sohn Adam zu einem Schneider nach Oberwerrn in die Lehre zu schicken — damals mußte ja Lehrgeld bezahlt werden —, grenzt an ein Wunder.

Adam Warmuth war 1879 geboren worden. Von seinem Vater hat er zweifellos den Fleiß, die Zielstrebigkeit und die Zähigkeit geerbt. Nach Abschluß der Lehrzeit arbeitete er als Geselle bei verschiedenen Meistern in der Umgebung. Von 1899 bis 1902 absolvierte er seinen Militärdienst bei den Bamberger Ulanen. Nach seiner Dienstzeit ging er auf Wanderschaft, die ihn bis nach Hamburg führte. Dort hat er seine Meisterprüfung abgelegt. Zurückgekehrt nach Hambach, eröffnete er dann im väterlichen Haus eine Schneiderwerkstatt.

„Onkel Jürg“, Vaters Onkel mütterlicherseits, heute Oberlehrer i. R., der die Kindheit und Jugend meines Vaters miterlebte und von dem ich diese Angaben habe, schildert den „Peters Schneider“ — natürlich bekam Adam den Dorfnamen weitervererbt — als aufgeschlossenen, geselligen Menschen, der durch seinen Fleiß hervorstach, aber nach getaner Arbeit auch gerne den Feierabend bei

einem Glas Bier oder Wein und Gesang genoß. Er verstand sein Handwerk. Die Pfarrer und Lehrer der Umgebung gehörten zu seiner Kundschaft, auch der Schulrat. An Selbstbewußtsein fehlte es ihm nicht, und so entstand wohl allmählich um den Adam eine Aura des Besonderen, die von ihm als berechtigt empfunden, vom Dorf jedoch mit etwas Mißtrauen und Mißgunst betrachtet wurde.

Die Mutter meines Vaters, Berta, wurde 1890 als Tochter des Gastwirts Lorenz Glöckner und seiner Frau Elisabeth geboren. Bertas Vater, das „Glöckners Herrla“, wie er in seinem Alter genannt wurde, war bekannt für seine Schlagfertigkeit und seinen trockenen Witz. Er hatte Augen und Ohren stets offen, und ihm konnte keiner etwas vormachen. Er war nicht aus der Ruhe zu bringen.

Berta wuchs zu einem bildhübschen Mädchen heran, und ihr Vater wußte, warum er sie nicht für die harte Bauernarbeit einsetzte, sondern fast ausschließlich in der Wirtschaft bedienen ließ.

Über Mangel an Freiern hatte sich das charmante Persönchen nicht zu beklagen. Bald hatte es sich Adam zur Gewohnheit werden lassen, jeden Tag seinen Krug Bier für die Mittagspause persönlich in der

„Goldenen Flasche“ zu holen und der jungen Wirtstochter dabei die Cour zu machen. Doch so schnell wollte Berta sich nicht festlegen.

Das Ereignis, das sie ihr Herz endgültig an Adam verlieren ließ, war ein Sonntagsausflug nach Bad Kissingen, den sie eigentlich mit ihrer Busenfreundin, dem Burgers Tilla, unternehmen wollte. Diese hatte jedoch Adam unterrichtet, und der gesellte sich am Gräfs Kreuz zu den beiden. Meine Großmutter hat mir als Kind gerne erzählt, wie sie zusammen nach



Familie Adam Warmuth 1917 mit den Söhnen Paul (stehend) und Edel

Poppenhausen liefen, mit dem Zug in die Badestadt fuhren und wie der stolze Kavalier die beiden jungen Damen freihielt, ihnen die Stadt und die Kuranlagen zeigte und sie hofierte.

Adams Einsatz lohnte sich. Im Januar 1911 war Hochzeit. Am 26. November des gleichen Jahres kam das erste Kind zur Welt. Es war ein Junge, der auf den Namen Paulus getauft wurde. So hat also mein Vater sein Leben der schönen Kurstadt Bad Kissingen zu verdanken.

Adam zog nach seiner Heirat aus dem elterlichen Haus aus. Die junge Familie wohnte nun ganz in der Nähe der Wirtschaft im Haus des alten Geyer. 1913 wurde dem kleinen Paul ein Brüderchen geboren, das den Namen Eduard erhielt, bald aber nur noch Edel gerufen wurde.

Für Berta bedeutete die Heirat einen starken Einschnitt. Zwar war es für sie kein Problem, einen eigenen Haushalt zu führen. Das lernte ein Mädchen vom Dorf damals automatisch. Doch für Adam war es nur natürlich, daß sie auch in der Schneiderei mithalf und all die Arbeiten machte, die viel Zeit kosten und leicht zu lernen sind. Das war vor allem das Knopflochnähen.

Berta unterzog sich all dem willig und freute sich umso mehr, wenn sie in der Wirtschaft aushelfen konnte. Die beiden Buben wurden mitgenommen und halfen dem „Fräla“ beim Füttern. So wurden Wirtschaft und mehr noch die dazugehörige Bauerei meinem Vater zur zweiten Heimat.

Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, wurde Adam Warmuth eingezogen. Für Kavallerieattacken war die Zeit vorbei. So kam er zum 1. bayerischen Fußartillerieregiment und machte den Krieg in Frankreich mit. In dieser Zeit lebte Berta mit ihren Buben praktisch im Elternhaus.

Im Herbst 1918 kam Vater in die Schule. Kurz danach war der Krieg zuende. Adam kehrte als Invalide zurück. Trotzdem machte er sich mit alter Energie und Ausdauer an seine Arbeit. Im Laufe der zwanziger Jahre verschlimmerte sich sein Zustand. Berta mußte jetzt noch

stärker in der Schneiderei helfen als früher, und auch die Buben sind sicher zu kleinen Arbeiten herangezogen worden.

1925 baute Adam ein Haus in der Strohgasse. Das Grundstück stellte sein Schwiegervater zur Verfügung, und er finanzierte auch den Hausbau zu einem beträchtlichen Teil.

Damals war Hambachs Schule zweiklassig. Es gab die „Kleine Schule“, nämlich die Jahrgänge 1 bis 4, die in der Regel von einem „Fräulein“ unterrichtet wurden, und die „Große Schule“ mit den Jahrgängen 5 bis 7. Zu der Zeit, in der mein Vater die Schule besuchte, unterrichtete Oberlehrer Gaßner, ab 1924 Oberlehrer Eck. Vater war stets der Klassenbeste. Sein großes Interesse für alle Schulfächer mit Schwerpunkten auf Naturkunde und Musik, rege, wache Teilnahme, exaktes, sauberes Arbeiten, ein treues Gedächtnis und vor allem kritisches Denken und Nachfragen — alle diese Eigenschaften machten ihn zu einem Musterschüler. Onkel Jürg hatte damals seine Lehrerausbildung beendet und war nun Praktikant in Hambach. Der elanvolle Junglehrer wurde für Vater zu einem Idol, dem er nacheifern wollte. Bei ihm hat er übrigens auch das Geigenspielen gelernt.

Für Adam stand jedoch außer Frage, daß sein Ältester die Schneiderei übernehmen sollte. Im April 1925 wurde Paul mit einem glänzenden Zeugnis aus der Volksschule entlassen, im Herbst des gleichen Jahres trat er bei seinem Vater in die Lehre. Im Dorf war er nun der Schneiders Paul. Der Dorfname „Peters Schneider“ hat sich nicht auf ihn übertragen, wohl deshalb, weil Adam gebaut hatte und nicht mehr im Haus seines Vaters wohnte.

Nach zwei Jahren bekommt Vater seinen ersten Wochenlohn: 2,50 Mark. Von nun an gibt ihm Adam alle vierzehn Tage ein Entgelt und trägt es mit seiner gestochenen Schrift in ein braunes Oktavheftchen ein.

Mein Vater hat bei seinem Vater eine solide Ausbildung bekommen. Den ungeliebten Beruf hat er, seinem Naturell

entsprechend, pflichtbewußt und akkurat ausgeübt, aber ohne große Begeisterung. Das Muß, das hinter der Berufswahl stand, hat die Entwicklung seines Wesens stark beeinflußt. Seine Begabung und seine Neigungen konnten darin keine Befriedigung finden. Das Bewußtsein, mehr leisten zu können, aber gefesselt zu sein, hat die Anlage, sich hervorzutun, verstärkt. Die inneren Triebkräfte brachen sich Bahn, indem sie seine Aktivitäten und seinen Betätigungsdrang auf das musische und sportliche Gebiet lenkten.

Aufgeschlossen für alles Schöne und von beiden Elternteilen entsprechend gefördert, mußte er naturgemäß Gefallen finden an den dörflichen Bräuchen, die dem gleichförmigen Alltag seltene, aber um so eindrucksvollere Glanzlichter aufsetzten.

Besonders das Ansingern der Brautpaare, das seine Großtante, die Glöckners Marie, in Hambach eingeführt hatte, gefiel ihm. Es wurde von den unverheirateten Mädchen durchgeführt, die damals größtenteils in der marianischen Kongregation zusammengeschlossen waren. Paul übte auf der Geige mit ihnen die Lieder ein, wenn eine Hochzeit anstand, damit sie ja sauber und eindrucksvoll vorgebracht werden konnten. Er kümmerte sich darum, daß die Texte nicht verballhornt und die Melodien nicht verschliffen wurden.

1928 kam ein neuer Kuratus — Hambach gehörte mit Dittelbrunn zur Pfarrei Maibach, die Filialen wurden jedoch von einem eigenen Seelsorger, eben dem „Kuratus“, betreut — nach Hambach. Kuratus Schmitt regte die Gründung einer Musikkapelle an. Zu den drei Bläsern, die bereits spielen konnten, kamen acht Neulinge, darunter Vater, die in der Folgezeit von Militärmusiker Heine ausgebildet wurden. Die straffe Führung des Kapellmeisters zeitigte Erfolge. Bald konnte die Blasmusik bei den Kirchenprozessionen spielen. Stolz blies Paul das erste Tenorhorn. Dann kamen Marschierproben, und an einem Ostertag zogen zum erstenmal die Fahnenabordnungen der Vereine mit klingendem Spiel zur Kirche,

so daß die begeisterten Zuhörer unwillkürlich in Marschschritt fielen. Mein Vater konnte es seiner Lebtag nicht verstehen, wenn jemand in so einem Moment gegen den Takt dahintrottete, wie er überhaupt nur schwer Verständnis aufbringen konnte für andere Verhaltensweisen als diejenigen, die ihm lieb und teuer waren.

Nach dem Gottesdienst wurde dann aus den „Brussingern“, Notenheften für Blasmusik, zum Frühschoppen gespielt.

Dieses Zeremoniell wurde nach dem Zweiten Weltkrieg unverändert weitergeführt, und ich erinnere mich, wie ich als Bub rannte, wenn die große Trommel durch die Straßen dröhnte, um nur ja keinen Ton zu versäumen, und mit welcher Begeisterung ich später selbst mitspielte.

Derselbe Kuratus Schmitt, der bereits die Blasmusik aus der Taufe gehoben hatte, warb in seiner Eigenschaft als Präses des Katholischen Burschenvereins zusammen mit dem Vorstand Canisius Seufert für die Gründung einer „Deutschen Jugend-Kraft“ (DJK). In der Gründungsversammlung am 11. März 1928 traten 45 Burschen dem neuen Verein bei, darunter, wie konnte es anders sein, auch Paul und Edel. Die DJK wurde als Turn- und Sportabteilung im Katholischen Burschenverein geführt. Faustball, Handball und Leichtathletik wurden betrieben. Im Januar 1931 wurde Paul zum technischen Leiter der DJK gewählt. Daneben war er Schriftführer im Burschenverein.

Adams Kriegsleiden verschlimmerte sich gegen Ende der zwanziger Jahre immer mehr. Seit Mai 1929 konnte er das Bett nicht mehr verlassen. Am 12. Februar 1931 erlöste der Tod den Einundfünfzigjährigen von seinem Leiden.

In dieser Zeit hatte mein Vater die Arbeit in der Schneiderei praktisch alleine gemacht. Im Januar 1929 war er aus der Berufsschule entlassen worden, im November hatte er vor der Handwerkskammer in Schweinfurt die Gesellenprüfung abgelegt. Daß er neben der beruflichen

Arbeit, seinen Freizeitaktivitäten und bei all den häuslichen Sorgen noch die Zeit fand, Berufsbildungskurse zu besuchen, spricht für seine Energie und Arbeitskraft. So absolvierte er im Sommer 1930 einen Zuschneidekurs in München — mit sehr gutem Erfolg selbstverständlich.

Nun war also Vater der Familienvorstand. Er mußte sich um seine Mutter kümmern, die mit den Nerven am Ende war. Edel schloß im Sommer seine Lehre als Schlosser bei Fichtel und Sachs ab, dann wurde er ausgestellt und war arbeitslos. Mein Vater arbeitete aushilfsweise in verschiedenen Betrieben. So lasteten auf den Schultern des Neunzehnjährigen eine Menge Sorgen, und das Jahr 1931 ist der bisherige Tiefpunkt in seinem Leben.

Das Jahr 1932 ist in mehrfacher Hinsicht ein entscheidendes. Es bringt ihm eine Reihe von schönen Erfolgen, und in ihm findet auch das Ereignis statt, das seinem weiteren Leben die Richtung geben wird.

Zunächst nimmt der nunmehr Zwanzigjährige das Wagnis auf sich, den Betrieb seines Vaters weiterzuführen. Die Handwerkskammer Schweinfurt trägt zum 1. Januar 1932 die Maßschneiderei Paul Warmuth in ihre Handwerksrolle ein. Vater modernisiert seinen Betrieb — heute lächeln wir darüber —, indem er eine neue Nähmaschine kauft, für 376,— Reichsmark. Er gibt die alte für 45,— Mark in Zahlung und stottert den Restbetrag in Monatsraten zu 15,— Mark ab. Ja, und nun muß er halt versuchen, die Kundschaft seines Vaters zurückzugewinnen.

Ich habe den vergilbten Zettel vor mir liegen, auf den er die Bilanz dieses Jahres geschrieben hat:

<i>Bruttoeinnahmen</i>	1568,15 RM,
<i>Geschäftskosten</i>	972,54 RM,
<i>Gewinn</i>	595,61 RM
<i>Musik</i>	127,— RM.

Im Klartext: Vater hat ein Monatseinkommen von 50,— Reichsmark, das er durch Musikspielen etwas aufbessern kann. Dieser Zustand, knapper Verdienst und Aufbesserung durch Nebentätigkeit,

ist zum Dauerzustand geworden bis zu seinem 60. Lebensjahr.

1931 hat Vater von Onkel Jürg ein Motorrad gekauft, eine DKW mit 250 ccm und 4 PS. Als die Deutsche Akademie ein Preisingen für Volkslieder in Würzburg ausschreibt, stellt er ein Quartett zusammen. Die Sopranistin Lisa aus Grettstadt holt er mit dem Motorrad zu den Proben. Was für Vater damals wohl nur ein, wenn auch herausragendes Ereignis unter anderen war, ist Jahre später das Fanal geworden, das seinem Leben das eigentliche Ziel aufgezeigt hat: den Lobpreis der Heimat und ihrer Sprache, Lieder und Bräuche. Bis ihm das selbst bewußt wurde, sollten jedoch noch Jahre vergehen, sogar ein tausendjähriges Reich.

Der Druck der Nazis auf Vereine mit anderer Weltanschauung nahm nun ständig zu. Im Januar 1933 hält die DJK eine Versammlung ab. In seinem Bericht über das verflossene Jahr schreibt Vater: „Trotz der schweren Zeiten wollen wir weiterkämpfen mit Energie und Ausdauer“.

Im Juni findet anlässlich des Jugendtages der DJK eine vaterländische Kundgebung im Saale Geißler statt, auf der Vater über die Ziele der katholischen Jugendbewegung spricht. Durch solches Verhalten macht man sich natürlich verdächtig, und Spitzel gibt es in dieser Zeit überall. Kurz darauf rückt die SA mit einem Hausdurchsuchungsbefehl an. Zeitpunkt und Zweck dieser Aktion sind mir leider nicht bekannt. Mein Vater hat nie etwas davon erzählt; aber ein Zusammenhang mit der Ansprache liegt natürlich nahe. Ich nehme an, daß die neuen Machthaber dem jungen Mann, der in der Öffentlichkeit unzeitgemäße Vorstellungen entwickelt hatte, einen gehörigen Schrecken einjagen wollten. Mein Vater zog aus diesen Ereignissen und der politischen Lage die einzig sinnvolle Folgerung, die sich für jemand ergab, der kein Märtyrer zu werden beabsichtigte: Am 1. Juli 1933 trat er der SA bei. Die Notwendigkeit dieses Schrittes bestätigte sich, als die Nazis dann die

Erteilung einer Genehmigung zur Führung eines Handwerksbetriebs von der Mitgliedschaft in einer NS-Organisation abhängig machten. Die DJK wurde im Zuge der Gleichschaltung aufgelöst.

Eine weitere Auswirkung haben diese Ereignisse gehabt: Die sportlichen Aktivitäten treten von nun an in den Hintergrund, sieht man einmal von den obligatorischen Wehrrertüchtigungsübungen und von Lehrgängen ab. Die Musik dagegen hält ihn weiterhin in ihrem Bann. Am 1. April 1934 tritt er von der SA in das NSKK, das Nationalsozialistische Kraftfahrerkorps, über. Dort kann er nämlich in einem großen Blasorchester Musik machen.

Am 9. November 1935 heiratet Paul die Schwester des Canis Seufert, Otilie. Sie ist Köchin bei einem Arzt in Aub, im Ochsenfurter Gau. Sie sind nicht lang „miteinander gegangen“, wie mir Onkel Canis erzählt hat. Mein Vater hat Gefallen an dem ruhigen und bescheidenen Mädchen gefunden und sie kurz entschlossen geheiratet.

Die Hochzeit fiel mitten in den Vorbereitungskurs auf die Meisterprüfung. So wurde die Hochzeitsreise auf den Sommer 1936 verschoben. Sie führte zur Olympiade nach Berlin.

Am 1. März 1937 legte Vater dann vor der Handwerkskammer seine Meisterprüfung für das Herrenschneiderhandwerk ab. Trotzdem blieb der Schneiderberuf ungeliebt. Bereits seit 1936 hatte er die Gemeindeschreiberei in Hambach nebenberuflich übernommen. 1939 wurde er Angestellter in der Verwaltungsgemeinschaft der Gemeinden Hambach, Dittelbrunn und Maibach. Die Schneiderei gab er jetzt auf. Ich wundere mich nur, daß er über diese vorweggenommene Gebietsreform nicht geschimpft hat.

Dann brach der Zweite Weltkrieg aus. Mein Vater wurde in Bad Kissingen gemustert. Vom April bis Juni 1940 absolvierte er bei der Nachrichtenersatzbatterie 173 in Regensburg die Grundausbildung. Dort lernte er u. a. das Reiten von der Pike auf, wovon er uns Kindern öfter



Paul Warmuth

erzählt hat. Im November 1940 kam er zur Heeresküstenartillerie. Seine Einheit wurde nach Nordnorwegen beordert, zunächst, um die Küste gegen englische Angriffe abzusichern, nach Beginn des Rußlandfeldzugs, um den Nachschub der Alliierten auf der Strecke nach Murmansk, wenn nicht zu verhindern, so doch zu erschweren.

Die Geburt seines zweiten Kindes kann er nicht zuhause miterleben. Das Töchterchen wird auf den Namen Hildegund getauft.

Der Krieg im hohen Norden ist geruhsam im Vergleich zu anderen Kriegsschauplätzen. Doch gerade das lange, tatenlose Warten bei ständiger Bereit-

schaft zehrt an den Nerven. Dazu kommen die endlosen Polarnächte. Vaters Einheit liegt auf einer Insel gegenüber dem Nordkap. In diesen Breitengraden wird es monatelang überhaupt nicht Tag.

In diesen Jahren ist meinem Vater allmählich bewußt geworden, was ihm Heimat bedeutet. Heimweh haben sicher die meisten seiner Kameraden auch verspürt. Er hat mir erzählt, daß die ganze Stube Tränen in den Augen hatte, wenn aus dem Radio das Lied „Heimat, deine Sterne“ erklang. Doch gehen solche Gefühlsausbrüche bei den meisten schnell vorbei. Bei meinem Vater sind sie unter die Haut gegangen.

Nach der Kapitulation der deutschen Wehrmacht, wurde Vaters Einheit von den Engländern gefangengesetzt und den Amerikanern übergeben, die wiederum die Gefangenen den Franzosen auslieferten. Die Enttäuschung war riesig. Vater hat in dieser Zeit ein Tagebuch geführt, und es ist ergreifend, nachzulesen, wie oft die aufkeimende Hoffnung auf Entlassung enttäuscht wurde. Die Behandlung durch die Franzosen in den riesigen Lagern, wo die Gefangenen wie Vieh zusammengepfercht waren und kaum zu essen bekamen, war menschenunwürdig und wurde erst besser, als sie in der Bretagne in kleine Gruppen aufgeteilt wurden.

Bis Oktober 1947 war mein Vater „Prisonnier de Guerre“. Er mußte in dieser Zeit im Steinbruch arbeiten, Feldwege ausbessern und bei Bauern mithelfen. Warum er so lange gefangen gehalten wurde, weiß ich nicht. Vielleicht, weil er 1933 Mitglied der SA war. In seinem Tagebuch ist nichts darüber erwähnt. Dagegen finden sich immer wieder Ausbrüche der Sehnsucht nach der Heimat und den Lieben, die er in Gedichtform zu Papier bringt. Sicher hat in diesen Jahren seine Liebe zu Hambach, seiner Heimat,

die ihn zum Volkssänger werden ließ, ihre endgültige Ausprägung erfahren.

Als mein Vater aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrte, war seine Stelle in der Gemeindeverwaltung besetzt. So mußte er sich notgedrungen wieder der Schneiderei zuwenden. Zusätzlich betrieb er den Verkauf von Textilwaren, mit dem er schon kurz vor dem Krieg begonnen hatte.



Die Eheleute Paul und Otilie Warmuth mit den Kindern Ekbert und Hildegund

Im April 1948 wurde er von der Spruchkammer entnazifiziert. Er wurde in die Gruppe der Mitläufer eingereiht und mußte eine Verwaltungsgebühr von vierzig Mark bezahlen.

In diesen ersten Nachkriegsjahren mußte er wie jeder Deutsche hart arbeiten, um seine Familie ernähren zu können. Er züchtete wieder Bienen — das hatte ihm Oberlehrer Eck beigebracht — stürzte sich auf die Gartenarbeit und verdiente sich ein willkommenes Zugeld durch Tanzmusik. In der Kapelle seines Schwagers Ludwig Seufert zupfte er den Baß. Ich hatte in diesen Jahren immer etwas Scheu vor der Strenge meines Vaters. Er erschien mir oft kurz angebunden, wortkarg, mit Plänen beschäftigt. Seine Gefühle hat er ja immer wie in einer Schale verborgen. Ich habe ihn nur ein einziges Mal weich gesehen. Es war 1948. Er hatte tags zuvor groß eingekauft für den Textilladen — auf



Kapelle in Hambach

Kommission —, und in der Nacht hatten die Polen das Lager ratzeputz ausgeräumt und Küche und Keller dazu. Die Hambacher werden sich erinnern, wie oft die Polen aus dem Lager Schweinfurt in den Nachkriegsjahren im Dorf plünderten. Als ich die Werkstatt betrat, stand Vater stumm und mit einem Gesicht, in dem Wut, Verbitterung und Verzweiflung miteinander kämpften, vor den leeren Regalen. Ich fing laut zu weinen an. Da trat ihm das Wasser in die Augen. Er streichelte meinen Kopf und sagte rauh: „Ekbert . . .“ Dann hatte er sich sofort wieder in der Gewalt.

Der Wille, sich durchzubeißen, hat ihn auch solche Tiefschläge überstehen lassen und Elan, Unternehmungslust und Optimismus nicht ersticken können.

Im März 1948 erreichte Vater ein Brief aus München, in dem seine Sängerguppe zur Veranstaltung „Bayrisch Land — Bayrisch Lied“ eingeladen wurde. Die Gruppe existierte nicht mehr, aber Vater konnte Oberlehrer Galmbacher für das Vorhaben gewinnen, der aus dem Kirchenchor geeignete Sänger aussuchte und mit ihnen die Lieder einübte, die Vater ausgegraben hatte. Der Erfolg der Hambacher Volkssänger bei der Münchener Veranstaltung hat die Gruppe für die nächsten Jahre zusammengehalten.

Jetzt hatte also Paul Warmuth endlich das Instrument gefunden, mit dem er seine Ideen realisieren konnte: die Hambacher Volkssänger. Seine Begrüßungsrede zum Heimatabend in Hambach am 15. Mai 1949 ist ein Programm:

Meine lieben Hambacher!

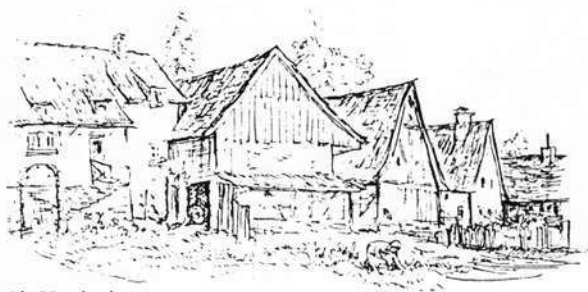
*„Wie ist die Welt so groß und weit und voller Sonnenschein. Das allerschönste Stück davon ist doch die Heimat mein . . .“
Das Wort Heimat soll uns keine Phrase sein. Leider geben viele Menschen an der Schönheit unserer engeren Heimat vorüber, ohne auch nur etwas davon zu merken. Sind wir doch froh, daß wir noch eine Heimat haben und in ihr wohnen dürfen! Für manchen von uns gab es eine Zeit, wo die Sehnsucht nach der Heimat stärker war als das Heimweh nach den Lieben . . .“*

Gerade heraus, wie es seine fränkische Art war, fügt er auch gleich Belehrungen und Mahnungen an:

„So möchte ich Euch bitten, mitzuhelfen, daß unser Dorf immer einen freundlichen und sauberen Eindruck erweckt. Die alten Töpfe und Ähnliches müssen verschwinden an den Wegen, und es ist auch nicht schön, wenn man im Wald überall auf alte Scherben stößt.“

Mit Paul Galmbacher hatte mein Vater einen ausgezeichneten Chorleiter gefunden, der das vorhandene gute Stimmmaterial auszunutzen und auszubilden verstand, Begeisterung und Freude am Singen einzuflößen wußte und eine Reihe von gefälligen Melodien zum Repertoire selbst beisteuerte. Alles andere, die Zusammenstellung der Programme, die Organisation, die Öffentlichkeitsarbeit, das Anknüpfen von Kontakten, den Abschluß von Engagements und die Ansage erledigte mein Vater. Er hatte sehr schnell gemerkt, daß mit Singen allein kein

Abend durchzuführen war. So schrieb er Theaterstücke, in deren Handlung die Lieder locker eingebaut waren, trug Mundartgedichte, zunächst von bekannten Heimatdichtern wie Fey, Ruckert, Herold, dann zunehmend eigene vor, kompo-



Alt-Hambach

nierte selbst Lieder oder verfaßte Liedstrophen zu vorhandenen Melodien und baute schließlich auch Volkstänze ins Programm. So wurden die Hambacher Volkssänger schließlich zu einer vielseitigen Gruppe, die gerne und häufig bei den verschiedenartigsten Veranstaltungen eingesetzt wurde.

Es ist nicht verwunderlich, daß manche Mitglieder der Gruppe bei diesem totalen Management sich mit der Zeit nicht genug „ästimiert“ fühlten, dagegen rebellierten oder aufgaben. Hinzu kam die natürliche Fluktuation, von der jeder Verein betroffen ist. Mein Vater hat bestimmt niemand willentlich vor den Kopf stoßen wollen, aber die Besessenheit, mit der er sein Konzept verfolgte, hat ihm den Blick für die Bedeutung der Menschenführung verstellt. Hinzu kamen Mißgunst und kleinlicher Neid von außen. In einer trüben Stunde bringt Vater ein Gedicht zu Papier, das für sich spricht:

*Willst du froh und glücklich leben,
laß kein Ehrenamt dir geben.
So ein Amt bringt niemals Ehre,
denn der Klatschsucht scharfe Schere
schneidet boshaft dir, schnipp-schnapp,
deine Ehre einfach ab . . .
Ohne Amt lebst du so friedlich
und so ruhig und gemütlich,
du sparst Kraft und Geld und Zeit,
wirst geachtet weit und breit . . .*

Er hätte jedoch nicht Paul Warmuth sein müssen, wenn er wirklich resigniert hätte. Das hätten weder sein Ehrgeiz noch sein Dickkopf zugelassen. Was aber noch mehr wog — ich habe es weiter oben schon dargelegt —, er spürte, daß seine ganze Begabung und seine Fähigkeiten ihn in diese Aufgabe drängten, daß niemand im Ort sie annähernd so gut erfüllen konnte, kurzum, daß er hier seine eigentliche Lebensaufgabe gefunden hatte. So investierte er also weiterhin Kraft und Geld und Zeit, warb neue Mitglieder für die ausscheidenden und führte seine Volkssänger aus jeder Talsohle heraus auf neue Höhen, bis ihm der Tod das Ruder aus der Hand nahm.

Der Vollständigkeit halber seien noch die weiteren Daten seines Lebens aufgezählt.

1950 wurde die Stelle in der Gemeindekanzlei frei. Mein Vater wurde zunächst nebenberuflich, seit 1953 hauptberuflich Gemeinsekretär. In diesem Jahr übernahm er auch den Posten des Kassenverwalters. Die Schneiderei meldete er endgültig ab. Von 1961 bis 1973 gehörte er außerdem dem Gemeinderat an. Wenn es um Gemeindeangelegenheiten, besonders kulturelle, geht, ist Paul Warmuth besonders aktiv: Bei Maßnahmen zur Dorfverschönerung, zur Erhaltung markanter Dorfpforten, bei der Instandsetzung und Registrierung der alten Bildstöcke, bei der Ordnung und Betreuung der Ortschronik, beim Entwerfen und Beantragen des Gemeinewappens, bei der Erstellung des Kreisheimatbuchs, bei der Organisation der 700-Jahr-Feier der Gemeinde Hambach, um nur einige Maßnahmen zu nennen. Er ist praktisch der Ortsheimatpfleger.

In seiner Eigenschaft als Sekretär ist Vater auch Protokollführer bei den Gemeinderatssitzungen. In dieser Rolle scheinen ihn die Hambacher am liebsten gesehen zu haben, denn fast in allen Vereinen, denen er angehörte, führte er diesen Posten: beim Obst- und Gartenbauverein, beim Kameradschaftlichen Verein ehemaliger Soldaten, bei der Waldkörperschaft und der Flurbereinigungsgenossenschaft. So konnte er überall mitreden und tat es auch. Das brachte ihm manchen Ärger ein. Trotzdem lief kaum eine Vereinsfeier ohne seine Mitwirkung ab. Er war Programmgestalter und Entertainer in einem, und seine Bierzeitungen zu solchen Veranstaltungen füllen Akten.

Der Umfang seiner Freizeitaktivitäten ist schier unübersehbar, besonders wenn man weiß, daß er seinen Beruf als Verwaltungsangestellter ernst und genau nahm und sein Metier in jeder Beziehung beherrschte. Ich habe meinen Vater nie untätig gesehen. Erholung schien er nicht nötig zu haben. So ist die Liste seiner

Tätigkeiten bei aller Länge nicht einmal vollständig. Er ist Lokalberichterstatter bei der Zeitung, Versicherungsagent, Mitarbeiter beim Ostfränkischen Wörterbuch der Universität Erlangen, zeitweilig Gesangslehrer in der Landwirtschaftsschule, Sprecher im Schulfunk, Chef der Hambacher Heimatkapelle, Referent auf Volkstanzlehrgängen und volkscundlichen Tagungen, er bildet andere Heimatgruppen aus, berät wieder andere und empfiehlt sie dem Bezirksheimatpfleger, er hat Kontakt zu fränkischen Komponisten und Mundartdichtern, er ist Mundartsprecher in Sendungen des Rundfunks und er hilft einer Menge älterer Leute ohne viel Aufhebens in Renten- und Versicherungsfragen. Seine Gedichte und Lieder erscheinen in Zeitungen, Zeitschriften, Veröffentlichungen des Bezirksheimatpflegers, sie werden beim Institut für fränkische Literatur bei der Stadtbibliothek Nürnberg archiviert. Und natürlich tritt er immer wieder mit seinen Volkssängern auf und macht sie zur bekanntesten Gruppe Unterfrankens.

Von den vielen Ehrungen, die er in den späteren Jahren erfährt, will ich nur eine erwähnen, und zwar die Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland, die er 1975 wegen seiner großen Verdienste um Heimatgemeinde und das fränkische Brauchtum bekommt.

1976 stirbt meine Mutter. Wenn ihr Name in dieser Biographie nicht öfter auftaucht, so bedeutet das nicht, daß sie im Leben meines Vaters keine Rolle gespielt

hat. Ihrem Wesen getreu hat sie sich immer im Hintergrund gehalten. Sie war der gute Geist, der immer für ihn da war und auf den er sich verlassen konnte.

Seit dem Tod seiner Gattin ändert Vater seine Lebensweise in mehrfacher Hinsicht. Er beginnt eine gewisse Sichtung seines bisherigen Lebens. Er macht Aufstellungen seiner Lieder und Gedichte, der Auftritte der Volkssänger, ihrer Rundfunk- und Plattenaufnahmen. Er beginnt, seine Unterlagen zu ordnen. Ein aussichtsloses Unterfangen, denn er hebt alles auf, was gedruckt ist, Kalender, Quittungen, Postkarten, Reklamezettel. In Dutzenden von Mappen hat er seine Unterlagen versteckt. Wichtiges sammelt er mehrfach und vergräbt es dann — ich habe nie herausgekriegt, nach welchem System, — in seinen Akten. Wenn wir ihn besuchen, bietet sich uns gewöhnlich das gleiche Bild: Vater vor dem Sekretär auf der Suche nach einer Unterlage Sammelmappen oder Ordner durchwühlend, wobei er die Aktendeckel seltsamerweise immer im Querformat hält.

Zum zweiten beginnt er, seinen sonst zugeknöpften Geldbeutel für einen Zweck etwas weiter zu öffnen: Er geht auf Reisen. Es sind Bildungsreisen, auf denen er die Stimmigkeit seiner Einstellung zu Heimat und Welt überprüft. Er ist stets ein scharfer und guter Beobachter. Sein Urteil über die Mitmenschen trifft genau den Kern.

Um die Jahreswende von 1976 auf 77 besucht er uns in Äthiopien, im Winter



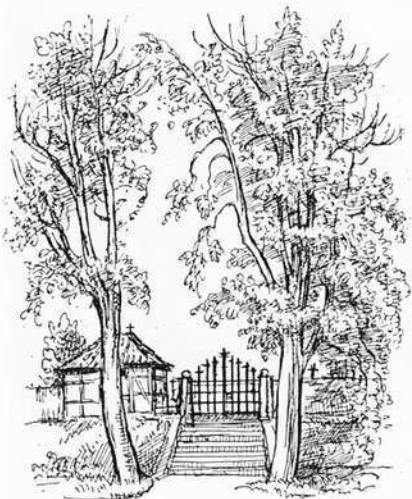
Straßenbild in Hambach



1978 reist er zu seiner Verwandtschaft in Brasilien, im Sommer 1980 geht er auf Nordlandfahrt zu den Plätzen der Soldatenzeit.

Seine Kämpfernatur wird durch das Alter nicht milder. Immer wenn er da, wo es um das Allgemeinwohl geht, Sonderinteressen im Spiel sieht, zieht er dagegen zu Felde, ohne Rücksicht auf persönliche Nachteile und Unbill. Sein Eifer — für diejenigen, die sein Wesen nicht verstehen, Übereifer — im Kampf um die Selbständigkeit Hambachs bringt ihm viel Ärger und schafft ihm viele Feinde.

1979 wird die Arbeitsgemeinschaft Fränkische Volksmusik gegründet. Wer gedacht hat, der Paul läßt es nach seiner Pensionierung ruhiger angehen, kennt ihn nicht. Als Schatzmeister der Arbeitsgemeinschaft ist er nun noch mehr auf Achse als sonst, und die Großveranstaltungen sind für seine Organisationslust das richtige Betätigungsfeld. Gleichzeitig beginnt er, seine Gedichte für ein Buch zu überarbeiten, das er zu seinem siebzigsten Geburtstag herausbringen will.



Eingang zum Friedhof in Hambach

Schließlich ist das auch für seine eiserne Gesundheit zu viel. Ein Beinahe-Herzinfarkt wirft ihn im Sommer 1980 für Wochen aufs Krankenlager. Er ist gewarnt und läßt es für die nächste Zeit langsamer angehen. Doch seine Leidenschaft reißt ihn bald wieder in die alte Hetzbahn. Wenn man seinen Terminkalender in den letzten Wochen vor seinem Tod sieht, braucht man nicht nach der Todesursache zu fragen. Fast jeden Tag ist irgendein Termin, und die restliche Zeit sitzt Vater über seinen Gedichten und feilt an der Endfassung für die Veröffentlichung. Er hat mich in dieser Zeit öfters angerufen und um meine Meinung gefragt, so daß ich einen Einblick bekam, wie angespannt er an dem Bändchen arbeitete. Am 9. Oktober ist die letzte Besprechung mit dem Verleger. Das Büchlein steht. Nur das Inhaltsverzeichnis ist noch anzufertigen. Am 10. Oktober sagt Vater am Nachmittag eine Weinprobe an. Am Abend treten die Volksänger in Gädheim auf. Er ist gelöst wie schon lange nicht mehr. Da gerät sein Blutdruck, den er seit geraumer Zeit durch Medikamente niedrig halten muß, außer Kontrolle, und er erleidet einen Kollaps. Mit dem Krankenwagen wird er ins Leopoldinakrankenhaus nach Schweinfurt geschafft. Er ist bei klarem Bewußtsein und klagt nur über extreme Kopfschmerzen, als ihn Gerlinde Schmitt und Heinz Seufert, die beiden Volksänger, die ihn begleitet haben, verlassen. Als ich ihn am nächsten Morgen besuche, sind Arzt und Schwester optimistisch. Er schläft tief und fest. Bei meinem zweiten Besuch am Nachmittag teilt man mir mit, daß sein Zustand lebensgefährlich sei. Er habe mit großer Wahrscheinlichkeit eine Gehirnblutung erlitten. Die Untersuchung bestätigt dann die Diagnose. Nach acht Tagen tiefer Bewußtlosigkeit, aus der er nur einige Male kurz aufwacht, stirbt mein Vater am 17. Oktober 1981.

Das Begräbnis wird eine Demonstration für das Fränkische Volkstum. Gruppen aus ganz Franken begleiten ihn zu seiner letzten Ruhestätte. Ihre Trachten bieten

ein farbenprächtiges Bild. Im Trauer-gottesdienst singen und spielen die Rhöner Schulmeister und die Hambacher Volks-sänger. Wer von der schlichten Schönheit und Innigkeit der Weisen nicht ergriffen wird, muß ein Herz aus Stein haben. Die Volksänger haben das Lied ausgesucht, das er so geliebt hat: „Aus dreien schönen Blümelein will ich ein Büschlein binden“. Ob mein Vater daran gedacht hat, als er die dritte Strophe dazu verfaßte, daß ihr Text einmal für ihn selbst gelten sollte?

*Ich möcht' auch gerne einmal sein / im
Himmelsgarten drinnen, / zu schau'n die
schönen Blümelein, weil danach steht mein
Sinnen. / Denn dort die Blumen nie
vergeh'n, / bleiben alle Zeiten wohl besteh'n,
Jesus, Maria, Josef.*

„Nun ruht sein Herz in der fränkischen Heimerde, die er so geliebt hat“, sagt Ludwig Moritz, der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Fränkische Volks-musik in seiner Ansprache. Die Liebe zur Heimat und ihren Werten ist jedoch nicht mit ihm begraben. Funken des Feuers, das

in ihm gebrannt hat, sind in viele Herzen gefallen. Paul Warmuth hat seine Mission erfüllt.

Ekbert Warmuth, Im Tiefrodlein 18, 8730 Bad Kissingen

In veränderter Form auch erschienen in der Festschrift „50 Jahre Hambacher Volksänger“ von Karl-Heinz Hennig / „Der Volksänger Paul Warmuth“ von Ekbert Warmuth, Hambach/Bad Kissingen 1982. Dort auch die von Karl-Heinz Hennig zusammengestellten Verzeichnisse „Rundfunkaufnahmen mit den Hambacher Volksängern“, „Schallplatten mit den Ham-bacher Volksängern“, „Das Liedgut der Ham-bacher Volksänger“, „Paul Warmuth als Kompo-nist und Texter“.

Aufnahmen aus dem Familienalbum

Zeichnungen: Theo Dreher (†). Aus: 25 Jahre Hambacher Volksänger. Hrsgbn. v. d. Ge-meinde Hambach in Zusammenarbeit mit dem Heimatpfleger von Unterfranken und den Heimatpflegern von Schweinfurt Stadt und Land, 1957

Auf den Gedichtband „Fränkische Hausmanns-kost von Paul Warmuth, Hartdruck Volkach 1982, darf hingewiesen werden.



Von den Bundesfreunden

Inge Meidinger-Geise

Besuch in Grünwald

Bfr. Dr. Hermann Gerstner zum achtzigsten Geburtstag

Für abergläubige Leute ein Wagnis: Zu schönster Spätsommerzeit 1982 fahre ich nach München, ins Haus von Hermann Gerstner nach Grünwald, um mit diesem fränkischen Autor ein Gespräch zu haben, vorausblickend ins Jahr 1983, in dem er am Dreikönigstag, am 6. Januar also, achtzig Jahre werden wird.

Im Gewusel des Hauptbahnhofs fällt er auf: Fast leicht elegant steht er als „Abholer“ da, sein Kopf paßt nur zu einem Mann, der geistig-musisch arbeitet. Sein Alter zeichnete das sensible Gesicht in einer klugen Überreife, die sich mit Güte, Freundlichkeit und, schaut man genau hin, mit den hellen lebhaften Augen auch in steter wacher Neugier ausdrückt. Mir fällt der griechische Inbegriff des Lebendigen, das „thaumazein“, das Staunen ein. Beim Humanisten Gerstner, dem Liebhaber der Antike, dem Franken, den es noch mit so manchem großen Plan Jahr für Jahr in die Welt zieht, scheint dies ein naheliegender Gedanke.

Zeige mir, wie du lebst — und ich weiß, wer du bist! Das gilt natürlich nur für ein Leben, das sich seine Bahn zu eigenem Stil erkämpfte und nicht notvoll bedrängt nur Anpassungen üben muß: Das geräumige und freundliche Haus, mit Bildern und Büchern bestückt, im großen Garten da draußen, Kontakte haltend und doch in grüner Reserviertheit wie alle die Anwesen dort, wird im wahrsten Sinne „belebt“ von dem Ehepaar Gerstner, das sich zu diesem leise energischen Mann eigentlich nur eine so herzlich fürsorgliche und doch ganz eigene Persönlichkeit denken wie Frau Ingeborg, die dreißig Jahre eine zahnärztliche Praxis ausübte und nun sichtlich genießt, daß sie malen kann,

reisen mit dem Mann und eine charmante Großmutter der Kinder ihrer zwei Töchter abgeben kann. All dies beschreibe ich nicht als „Dekor“, vielmehr setzt es Akzente in diesem langen Leben, das es „in sich“ hatte mit zwei Weltkriegen. In dieser Generation zählt, gleich wie in der um 1945, jedes Jahr. So distanziert sich Gerstner von dem sieben Jahr älteren Ernst Jünger: Er, das heranwachsende Kind, hatte in Würzburg in der Baumeisterfamilie den Ersten Weltkrieg als Leiden erfahren durch den Verlust des Bruders, der an der Somme fiel. Und dieser Krieg, die bei aller Liebe plötzlich kindliche Einsamkeit inmitten von „Stahlgewittern“, führen das Kind zum Schreiben, zum Beschreiben von Umwelt und Innenwelt. Der Schüler und der Jugendbewegte, der Wandervogel, sucht die poetischen Sprachgärten Europas, von Homer bis zu den später den Autor mitprägenden Einfluszonen der Literatur des 19. Jahrhunderts. Der Main als bewegende heimatliche „Schaubühne“ und als Verheißung vom Einmünden in andere Landschaften, eine Lektüre wie beispielsweise Sven Hedins „Von Pol zu Pol“, so erzählt Hermann Gerstner, gaben ihm früh Standortsicherheit und Weltneugier, setzten die Klammern für den Geist und das Werk: Eine an Würzburgs alte Schönheit und geistliche Kultur gebundene Weltfrömmigkeit! So ist wohl die Äußerung aufzufassen, daß „unsere Erde ein relativ kleiner Stern“ sei und wir ganz gewiß nicht Mittelpunktshochmut haben sollten. Die Hoffnung auf den Lernprozeß dieser unserer Menschen- und Erdenwelt, zu einem Weltbürgertum zu gelangen und zu Maßstäben, die dem Kosmos gerecht werden, gibt Gerstner immer noch und